

# herrnhuter

Zeitschrift der Herrnhuter Brüdergemeine in der Schweiz · Nr. 19 (2020)

---



Wenn ich einmal soll scheiden...

Zu diesem Heft

Bestattungspraxis in österlicher Perspektive, darum soll es in dieser Ausgabe des „herrnhuter“ gehen.

Unsere Gesellschaft erfährt einen rasanten kulturellen Wandel, und das macht sich auch an der Bestattungspraxis fest. War vor Jahrzehnten die Erdbestattung eines Sarges noch die vorherrschende Praxis, ist sie mittlerweile abgelöst von der Urnenbestattung. Familiengräber werden seltener, gemeinschaftliche, aber anonyme Urnenfelder oder Bestattungen in einem Friedwald gehören mittlerweile zu unserem Umgang mit den Verstorbenen.

Die Herrnhuter haben eine ganz eigene Kultur des Umgangs mit dem Sterben und der Bestattung entwickelt. Wenn es restriktive Vorschriften gibt, dann sind es die Gottesacker-Ordnungen der Gemeinden. Denn Gottesacker, das ist das bis heute gebräuchliche Wort für den Friedhof. Man könnte sie auch Gottes-Park nennen, den sie sind eigentlich weniger Acker als Ruhe-Ort, auch optisch.

So sind auch viele Bilder von Herrnhuter Gottesäckern in diesem Heft abgebildet, die meist aus dem Fundus der betreffenden Gemeinde stammen oder im Lauf der Jahre durch mich aufgenommen wurden. Das Bild rechts etwa ist in Herrnhut aufgenommen.

Eigentlich nicht vorgesehen, aber für diese Nummer dann doch sehr passend sind zwei Artikel von Verstorbenen. Beide haben ihren Dienst in einer der Schweizer Sozietäten versehen, beide sind in Königsfeld heimgegan-

gen und liegen auf dem dortigen Gottesacker.

Ein dritter Verstorbener steht exemplarisch für die Form des Herrnhuter Lebenslaufs. Und auch hier gibt es einen direkten Bezug zur Schweiz. Theo Gill war so genannter „Brüderpfleger“ während seines Studiums in Basel; sein Lebensweg ist aber dann vor allem geprägt vom Dienst in Ostdeutschland.

Der Blick soll in allem dem Leben zugewandt sein. Ostern will in unseren Leben stattfinden.

Mit herzlichem Gruss

*Ihr Volker Schulz*



# Im Sterben zum Leben bestimmt

*In einer kurzen Andacht aus dem Jahr 1995 gibt Heinz Theo Dober (1925-2012), ehemals Prediger der Herrnhuter Sozietät Bern, einen Eindruck von dem Umgang der Herrnhuter mit dem Sterben.*

**Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seiner grossen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. 1. Petrus 1,3**

Wieviele Hoffnungen haben wir schon in unserem Leben begraben müssen! Da ist eine Beziehung in die Brüche gegangen, von der wir uns so viel versprochen hatten. Da hat ein anderer die Stelle bekommen, auf die ich bereits spekuliert hatte. Da sind schöne Pläne ins Wasser gefallen, weil plötzlich eine schlimme Krankheit zum Ausbruch kam. Und wo der Tod zuschlägt, da bedeutet das allemal das Ende von Hoffnungen. Wir hoffen darauf, dass Kriege beendet, ungerechte Strukturen aufgebrochen, Missstände beseitigt werden, meistens vergeblich. In was für einer Welt leben wir, in der es so viele begrabene, tote Hoffnungen gibt! Kein Wunder, dass so viele resignieren.

In diese müde gewordene Welt hinein wird nun ein Wort gesprochen, in dem von einer lebendigen Hoffnung die Rede ist, einer Hoffnung, die nie begraben werden muss, weil sie durch nie-

mand und nichts getötet werden kann, weil sie sich gründet auf den, der "das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht" hat (2. Timotheus 1,10), weil der Grund dieser Hoffnung die Auferstehung Jesu Christi von den Toten ist. Auf der Insel des Todes ist ein Brückenkopf des Lebens entstanden; dadurch, dass Christus durch den Tod hindurch ins Leben gedrungen ist, ist der trennende Graben überwunden. Und da steht er nun, der Auferstandene, und ruft uns zu: "Ich lebe, und ihr sollt auch leben!" (Johannes 14,20). Er ist der Grund der lebendigen Hoffnung.

Dietrich Bonhoeffer, dessen Todestag sich am 9. April 2020 zum 75. Mal jährt<sup>1</sup>, beschreibt das, was durch Ostern grundlegend neu geworden ist, einmal so: "Der auferstandene Christus trägt die neue Menschheit in sich, das letzte herrliche Ja Gottes zum neuen Menschen. Zwar lebt die Menschheit noch im Alten, aber sie ist schon über das Alte hinaus. Zwar lebt sie noch in einer Welt des Todes, aber sie ist schon über den Tod hinaus. Die Nacht ist noch nicht vorüber, aber es tagt schon."

Dieser "Morgenglanz der Ewigkeit" fällt in die Dunkelheit unserer Resignation und Hoffnungslosigkeit hinein und will uns zu Menschen der Hoffnung machen. Zwar leben wir noch in einer Welt des Todes, aber seit Ostern doch zugleich in einer Welt, die schon über den Tod hinaus ist. Das kann nicht oft genug bezeugt werden. In einem Gedicht von Lothar Zenetti etwa hört sich das so an:

<sup>1</sup> im Original 1995 und zum 50. Mal.

Wir sind mitten im Leben zum Sterben bestimmt; was da steht, das wird fallen. Der Herr gibt und nimmt.

Wir gehören für immer dem Herrn, der uns liebt; was auch soll uns geschehen: Er nimmt und er gibt.

Wir sind mitten im Sterben zum Leben bestimmt; was da fällt, soll erstehen. Er gibt, wenn er nimmt.<sup>2</sup>

Mitten im Sterben zum Leben bestimmt: Als im Januar 1919 der baltische Märtyrer Traugott Hahn, Theologieprofessor an der Universität Dorpat<sup>3</sup>, erschossen wurde, da hat er den Männern des Erschiessungskommandos zugerufen: "Lebt wohl, ihr Toten! Ich gehe zu den Lebendigen!"

Und Christian Fürchtegott Gellert singt: "Jesus lebt! Nun ist der Tod mir der Eingang in das Leben."<sup>4</sup> Ja, es ist so, wie Paulus im 1. Korintherbrief (15,55.57) schreibt: "Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gibt durch unseren Herrn Jesus Christus!"

Heinz Theo Dober (†)

<sup>2</sup> BG 962

<sup>3</sup> heute Tartu, Estland

<sup>4</sup> RG 482,4 oder BG 1013,4

# Wenn das Leben innehält - Herrnhuter Umgang mit der Bestattung

*Unsere Bestattungspraxis ist einer massiven Veränderung ausgesetzt. Diese Veränderungen machen auch vor den Herrnhutern nicht Halt, aber eine ausgesprochen geprägte Tradition hilft, nicht alle positiven Elemente in diesem Erosionsprozess zu verlieren. Die Beschreibung ist sicher nicht allgemeingültig, sondern subjektiv gefärbt, versucht aber, einige Merkmale des Herrnhuter Umgangs darzustellen.*

Erst kürzlich habe ich wieder an einer Bestattung in der Gemeinde meiner Kindheit teilgenommen, in Königsfeld im Schwarzwald. Und es hat mich sehr berührt, nach der Trauerfeier im Kirchsaaal mich einzureihen in den Zug der Gemeinde, der von dort zum Gottesacker geht. Nicht mehr, wie zu meiner Kindheit noch üblich, mit den Bläsern vor dem Sarg, aber nach wie vor die ganze Gemeinde mit Pfarrer und Angehörigen hinter dem weissen Sarg. Und auf der Durchgangsstrasse des Ortes steht schon das Polizeiauto. Polizisten sperren in dem Moment, in dem sich der Begräbniszug in Gang setzt, die Strasse ab, an den Seitenstrassen sichern ehrenamtliche Helfer mit Signalfahnen, und hinter der Kurve, in welcher der Zug dann in die Allee zum Gottesacker einbiegt, ist wieder Polizei postiert.

Ja, das Leben hält ein wenig inne, wenn ein Gemeindeglied in einer Herrnhuter Siedlung zu Grabe getragen wird.

Und dann sind schon in der Allee Choräle von ferne zu hören, gespielt von den Bläsern – eine eigentümlich gesammelte, fast festliche Atmosphäre. Im Ceremonienbüchlein von 1757 heisst es bereits, dass der Sarg »mit Musik lieblich und munter auf den Gottes-Acker hinaus begleitet« wird. Der Zug geht über den Gottesacker bis zum offenen Grab, in dessen Nähe die Bläser aufgestellt sind, und die Gemeinde gruppiert sich um die Graböffnung, um gemeinsam eine kurze Liturgie am Grab zu beten. Das dafür nötige Formular ist schon beim Herausgehen aus dem Kirchsaaal verteilt worden. So ist auch das Singen von Versen, beim Absenken des Sarges und zum Schluss, möglich.

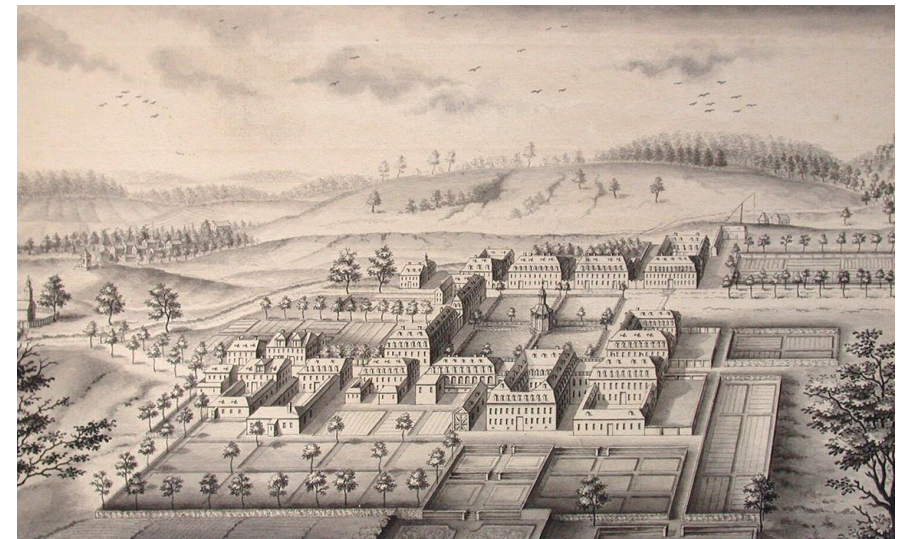
Nach dem persönlichen Abschied am Grab begibt sich dann ein Grossteil der Trauergemeinde in den Gemeindegottesacker zum anschliessenden Liebesmahl. Aber ich bin schon etwas vorausgeeilt durch die starken Erinnerungen.

Beginnen wir beim Grundsätzlichen. Die Bestattung gehört hinein ins liturgische Leben einer Herrnhuter Gemeinde und atmet diesen Geist. So wie die Architektur des Saales, des Platzes und des Gottesackers den von österlicher Hoffnung geprägten Glauben widerspiegelt, so ist die Bestattung mit ihren drei Elementen gestaltet.

Im Kirchsaaal trifft sich die Ge-

meinde zu Freud und Leid und weiss den auferstandenen Christus unter sich. Sein Kreuz hängt nicht an einer Kirchenwand, sondern wird durch die Gänge im Raum gebildet. Im Raum: dieser wird von der weissen Farbe dominiert, Bänke, Wände, Decke; sie ist Ausdruck österlicher Freude, aber auch der Gnade, die uns durch Christus zuteil geworden ist. Der Saal ist also der Versammlungsort der Gemeinde, vom Beginn bis zum Ende des Lebens.

Der Platz, der nicht überall identisch ist, sondern je der örtlichen Geographie angepasst, ist eine Abbildung des Gemeindeverständnisses. Das „Appartement des Heilands“ ist nicht ein Gotteshaus, sondern der Platz als Ganzes, um den herum die Gemeinde wohnt. Dort findet der das ganze Leben umfassende Gottes-Dienst statt, der Saal ist dabei eingegliedert in die Reihe der um den Platz angeordneten Häuser. Es gibt keinen sakralen Mittelpunkt, in einzelnen



Die Muster-Siedlung der Herrnhuter: Herrnhag

Orten ist in der Mitte des Platzes ein Brunnen, der auf Christus als Quelle des Lebens hinweist. Und weil die Gemeinde eine alle Lebensbereiche umfassende Gemeinschaft ist, kann dieses Leben auch einmal gemeinsam innehalten. Noch zu meiner Kindheit war in manchen Geschäften ein Schild während einer Bestattung aufgehängt: vorübergehend wegen Todesfall geschlossen. Und dies nicht, weil es ein Angehöriger war, sondern die Geschäftsleute Sargträger waren, Chor- oder Bläserchormitglieder oder Saaldienst hatten.

Schliesslich ist da der Gottesacker, der entweder durch eine Allee oder durch den Gemeingarten an die Ortsanlage angebunden ist. Dazu ist weiter hinten Näheres ausgeführt.

Wenn nun ein Mensch verstirbt, wird der Heimgang nicht nur im Schaukasten bekanntgemacht, sondern am Abend auch durch den Bläserchor ein Choral gespielt. Durch dieses „Ausblasen“ (es heisst im Sprachgebrauch tatsächlich so) wird der Gemeinde das auch akustisch deutlich. In einer Versammlung, die zwischen Sterbetag und Bestattung liegt, wird dann ein Gedenkvers gesungen. Meist ist die (samstägliche) Singstunde der Ort dafür.

Die Feier im Saal ist dann natürlich, je nach Todesfall, auch eine Trauerfeier. Aber, so sagt es die Kirchenordnung: Bei Begräbnissen bezeugt die Gemeinde im Glauben an den Auferstandenen ihre Verbundenheit mit der „oberen Gemeinde“ (also allen, die uns vorausgegangen sind durch ihren Heimgang). Der Sarg oder die Urne ist auch deshalb nicht im Kirchensaal aufgebahrt, die Heimgegangenen sind ja schon bei der „oberen Gemeinde“.



Auf dem Weg zum Gottesacker. Scherenschnitt von 1834 aus Königsfeld

Der Ablauf der Feier ist schlicht, es gehört, wenn möglich, Musik, vor allem in Form des Chores, dazu, aber auch Gemeindegesang. Typisch ist ein möglichst selbst geschriebener Lebenslauf. Wenn dieser nicht vorliegt, stellen die Angehörigen einen Lebenslauf zusammen, nötigenfalls der Prediger bzw. die Predigerin. Der wird vor der kurzen biblischen Ansprache verlesen. In der Ansprache kann dann das Lob Gottes zentral sein, darf die österliche Hoffnung angesichts des Todes bezeugt werden.

Den Gang zum Gottesacker sind wir schon miteinander gegangen. Dort wird dann abschliessend der Segen gesprochen, über der ganzen

Gemeinde, und alle bekräftigen das mit ihrem Amen. Zwei Dinge sind dort am Grab nicht üblich, das eine sogar nicht gestattet, nämlich Nachrufe. Das andere ist das Kondolieren am Grab, denn das findet dann beim dritten Teil statt, beim Liebesmahl.

Das Wort ist fast allen fremd, die nicht in der Herrnhuter Brüdergemeine zuhause sind, obwohl es ein biblischer Begriff ist. Gemeint ist eine liturgisch sehr freie Form, bei der Lieder gesungen, Wortbeiträge gegeben und eine kleine Mahlzeit gereicht wird. Liebesmahl kann also zu den unterschiedlichsten Anlässen gehalten werden, freudigen wie traurigen, und

damit eben auch nach einer Bestattung. Durch diese Form der Agape wird das „Leichenmahl“ in einen geistlichen Rahmen hineingenommen. Und dort haben dann die persönlichen Erinnerungen ihren Platz, hier darf nach mancher Träne auch herzlich oder still in sich hinein gelacht werden über Episoden aus dem Leben der Verstorbenen. Durch Gebet und das Singen von Gesangbuchliedern wird deutlich: auch dabei will Christus zugegen sein.

Nun haben wir in der Schweiz nicht die Situation einer Ortsgemeinde. Wir bestatten auf kommunalen oder kirchlichen Friedhöfen, häufig ist der Raum für das Beisammensein im Anschluss eine Gaststätte. Das macht manches, was andernorts organisch zusammengeht, schwieriger. Es muss an die Verhältnisse adaptiert werden, manches wird nicht unmittelbar möglich sein. Aber das gilt auch für die andere Versammlung der Herrnhuter auf dem Gottesacker, die Ostermorgenfeier. An ihr werden ja die Verstorbenen des letzten Jahres verlesen. Das kann auch im Saal geschehen, wenn auch das Sinnenfällige des Stehens an den Gräbern wegfällt. Wichtig bleibt die Perspektive. Wir kommen von Ostern her und gehen auf die Ewigkeit zu.

Volker Schulz, Basel

## Auszüge aus einer Gottesacker-Ordnung

Der Gottesacker soll einfach und einheitlich gestaltet sein. In seiner Anlage spiegelt er Glaubensaussagen der Brüdergemeinde wider.

...

### Einteilung und Belegung des Gottesackers

a) Innerhalb der Brüder- und Schwesternseite wird reihenweise nach der Folge der Sterbefälle begraben.

b) Dies betrifft auch Kinder. Für Kindergräber werden keine gesonderten Reihen angelegt.

c) Urnen sind in gleichartige Gräber wie bei Särgen einzusenken, nicht in bestehende Grabstellen.

d) Für die Grabhügel ist eine Größe von ca. 200 x 90 cm und eine Höhe von ca. 20 cm vorgesehen. Dies betrifft auch Kinder- und Urnengräber. Der Abstand der Reihen (von Oberkante zu Oberkante der Gräber) soll ca. 235 cm. innerhalb der Reihen (von Mitte zu Mitte der Gräber) 120 cm betragen. Die Gräber sollen in einer Flucht mit entsprechenden Gräbern davorliegender Reihen sein.

### Grabsteine und Inschriften

a) Die Angehörigen sind verpflichtet, innerhalb eines Jahres einen Grabstein zu bestellen.

b) Grabsteine sollen fair und ohne ausbeuterische Kinderarbeit hergestellt worden sein.

c) Der Stein soll folgende Maße haben: 80 cm lang, 50 cm breit und 15 cm stark. Diese Maße gelten auch für Kinder- und Urnengräber.

d) Es dürfen nur liegende Steine verwendet werden. Die Errichtung von Gedenksteinen ist nicht gestattet. Grabeinfassungen oder Sockel sind nicht zulässig.

g) Die Inschrift besteht aus: Namensangaben, Geburtsname, Geburtsdatum und -ort, Sterbedatum und gegebenenfalls -ort. Titel oder Berufsbezeichnungen sind nicht zulässig. Bibelsprüche sind mit Angabe der Bibelstelle auszusprechen.

i) Auf dem Grabstein sind Verzierungen, Symbole usw. nicht gestattet. Figürlicher Grabeschmuck sowie die Verwendung von Grablichtern ist nicht gestattet.

### Pflege der Grabstelle und des Gottesackers

b) Die Grabhügel sollen nur mit ... bepflanzt werden. Ein einfacher Blumenschmuck ist möglich. Das Bepflanzen der Grabstellen mit Büschen, Bäumen und Sträuchern ist nicht gestattet.

c) Die Pflege der Gesamtanlage ist Angelegenheit der ganzen Gemeinde und der Angehörigen der Beigesetzten. Der Ältestenrat trifft dazu geeignete Maßnahmen und ruft zu gemeinsamen Arbeitseinsätzen auf.

### Wiederbelegung alter Grabfelder

Bis zur Wiederbelegung von Grabfeldern sollen mindestens 100 Jahre vergangen sein.

# Liturgie am Grab

Die Liturgie am Grab wurde verfasst vom (deutschsprachigen) intersynodalen Ausschuss für liturgische Fragen. Dieser hat ältere Vorlagen vorsichtig sprachlich der heutigen Zeit angepasst. Geblieben sind die Anklänge an die Litanei vom Leben, Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu Christi und an die Ostermorgenfeier. In den letzten Jahrzehnten wurde immer wieder versucht, die Bilder in unsere Zeit zu übersetzen. Ein Versuch ist deshalb im Anschluss abgedruckt.

L Ehre sei unserm Herrn Jesus Christus.  
Er ist die Auferstehung und das Leben:  
Er war tot, und siehe, er ist lebendig von  
Ewigkeit zu Ewigkeit.  
Wer an ihn glaubt, der wird leben, auch  
wenn er stirbt.  
Ihm sei Ehre zu aller Zeit in der Ge-  
meinde, die auf ihn wartet und die schon  
bei ihm ist

G von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen

<An dieser Stelle singt die Gemeinde einen  
Vers, währenddessen wird der Sarg oder die  
Urne bgesenkt.>

L Unser Herr Jesus Christus

G sei uns gnädig!

L Deine menschliche Geburt, dein mühe-  
volles Leben,  
deine Schwachheit und Schmerzen,  
alle Traurigkeit und Angst deiner Seele,



Eingang zum Gottesacker in Neuwied

dein Ringen um das Ja zum Willen des  
Vaters,  
deine Gefangenschaft, deine Schläge  
und Verspottungen,  
dein qualvolles Sterben am Kreuz,  
dein Leib, für uns gegeben, dein Blut, für  
uns vergossen,

G tröste uns, lieber Herr und Gott!

L Mit deiner siegreichen Auferstehung,  
mit deiner Himmelfahrt zum Vater,

mit deiner Herrschaft über die Welt, mit  
deiner lieben Nähe,  
mit deiner Wiederkunft zu uns oder un-  
serer Heimholung zu dir,

G segne uns, lieber Herr und Gott!

Im Vertrauen auf deine vergebende Lie-  
be bitten wir:

erhör uns, lieber Herr und Gott!

L Und da unsere Schwester / unser Bruder N.N. heimgegangen ist zu dir, vertrauen wir sie / ihn deiner Barmherzigkeit an.

Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen. Bereite uns vor auf die Heimkehr zu dir. Erhalte uns mit der ganzen Gemeinde aus allen Völkern und Zeiten in bleibender Gemeinschaft.

Lass uns einmal bei dir ruhen von unserer Arbeit,  
dich gemeinsam loben und anbeten in deiner ewigen Herrlichkeit,

G erhör uns, lieber Herr und Gott!

L Unser Vater im Himmel.

G Geheiligt werde dein Name. Dein Reich komme.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.

Unser tägliches Brot gib uns heute.

Und vergib uns unsere Schuld,

wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.

Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.

Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.

Amen.

L Der Herr segne dich und behüte dich, der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig, der Herr erhebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden.

G In Jesu Namen, Amen.

<Schluss-Vers>

### Ein nicht offizieller Versuch, dies für unsere Zeit zu formulieren, folgt hier:

L Im Leben wie im Sterben halten wir uns an Jesus Christus. Er ist die Auferstehung und das Leben, das verbürgt er uns. Denn er war tot, erhielt neues Leben und lebt nun von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wer sich ihm anvertraut, der wird leben, auch wenn er stirbt. Ihm sei Ehre in der Gemeinschaft, die sich an ihn hält und auf ihn wartet, wie auch in der, die schon bei ihm ist

G von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

*(Während der Sarg / die Urne eingesenkt wird, singt die Gemeinde einen Vers:)*

L Unser Herr Jesus Christus

G sei uns gnädig.

L Lieber Heiland Jesus Christus,

G steh an unserer Seite.

L Du guter Hirte Jesus Christus,

G schenke uns Vertrauen in dich.

L Wir können dir vertrauen, denn du hast unser ganzes Leben geteilt. Du bist geboren worden wie wir. Du kennst unsere Sehnsucht nach dem, was bleibt, Glück und Fülle, du kennst auch Ohnmacht und Schmerzen. Du hast spüren müssen, wie wir Menschen uns das Leben zur Hölle machen können. Und du hast gezeigt, dass wir einander in den Himmel helfen können.

Dein Vertrauen angesichts von Folter und Tod in Gott, den Vater, der wie eine Mutter ist,

G stärke unser Vertrauen, du unser Gott.

L Du hast unser Grab geteilt und bist auferstanden. Mit dem Weg, den du beschritten hast,

G tröste uns, du unser Gott.

L Du bist wieder in der wunderbaren Gemeinschaft mit dem Vater und bleibst uns doch ganz nahe; öffne uns Augen und Herzen für den Himmel und die Gemeinschaft, die uns verheissen ist. Wir bitten:

G segne uns, du unser Gott.

L N.N. ist heimgegangen zu dir. Wir vertrauen ihn/sie deiner Barmherzigkeit an. Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen. Mache uns gewiss, dass du uns die Treue hältst. Nimm uns hinein in die grosse Gemeinschaft mit all denen, die zu dir heimgegangen sind und schenke uns, wenn unsere Stunde kommt, Ruhe von unserer Arbeit, damit wir dich gemeinsam loben und anbeten in deiner ewigen Herrlichkeit;

G ja, erhör uns, du unser Gott!

L Unser Vater im Himmel.

G Geheiligt werde dein Name. Dein Reich komme.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden.

Unser tägliches Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.

Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Denn dein ist das Reich und die Kraft

und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

L Der Herr segne dich und behüte dich. Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig. Der Herr erhebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden.

G In Jesu Namen, Amen.

<Schluss-Vers>

# Der Gottesacker der Brüdergemeine, am Beispiel Niesky

*Der folgende Artikel wurde als Einleitung für den Gottesacker-Führer Niesky im Jahre 2013 von dem damaligen Pfarrer Dr. Peter Vogt geschrieben. Peter Vogt ist heute mit seiner Frau Jill zusammen Pfarrer der Gemeinde Herrnhut und Studienleiter der Brüdergemeine.*

Der Gottesacker der Brüdergemeine Niesky spiegelt die typische Begräbniskultur der Herrnhuter Brüdergemeine wider. Er ist Gemeindefriedhof, das heißt, er dient seit über 250 Jahren als Ruhestätte für Mitglieder der Brüdergemeine. Vorbild für seine äußere Gestaltung ist der Gottesacker der Muttergemeinde Herrnhut, der ab 1730 am Hang des Hutbergs entstand. Im Namen des Friedhofs - Gottesacker - schwingt die Vorstellung mit, dass die verstorbenen Mitglieder der Gemeinde wie in einem Acker eingesät sind, um den Tag der Auferstehung zu erwarten.

Von Anfang an war die Gestaltung der Nieskyer Friedhofsanlage schlicht und geometrisch. Die „heimgegangenen“ Brüder und Schwestern wurden nach Geschlecht getrennt bestattet, in gleichmäßiger Ordnung und fortlaufender Reihenfolge nach dem jeweiligen Sterbedatum. Liegende Grabsteine, die weitgehend einheitlich aussehen, bringen die Vorstellung zum

Ausdruck, dass im Tod alle Menschen vor Gott gleich sind. Die Inschriften auf den Grabsteinen beschränken sich auf die nötigen Angaben: Name, Geburtstag und Geburtsort, Sterbedatum, dazu ein Bibelwort von persönlicher Bedeutung, aber keine Zusätze zu besonderen Verdiensten, beruflichen Errungenschaften oder Ehrungen. Die Felder der regelmäßigen Grabreihen erinnern an einen Schlafsaal, aber auch an die früher übliche Sitzordnung im Kirchensaal. Das bedeutet entsprechend, dass abgesonderte Ehe- oder Familiengräber nicht gebräuchlich sind. So wie sich die Brüdergemeine insgesamt als Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern im Herrn versteht, stellt sich der Gottesacker als ein Gemeinschaftsfriedhof für die Angehörigen der einen großen Familie Jesu Christi dar. Dabei verdeutlicht die Erhaltung der Gräber früherer Generationen die geschichtliche Kontinuität der Gemeinde.

Der Gottesacker in Niesky, der 1743 angelegt wurde, ist integraler Bestandteil des städtebau-



Gottesacker-Eingang in Niesky

lichen Konzepts der Nieskyer Ortsanlage, die als kirchliche Siedlungsgründung für Mitglieder der Brüdergemeine vorgesehen war. Durch eine Lindenallee ist er mit dem Platz im Ortszentrum verbunden. Hecken und eine regelmäßige Baumbepflanzung geben dem Gottesacker ein parkähnliches Aussehen. Das Tor mit seinen beiden Aufschriften an der Innen- und Außenseite akzentuiert das theologische Programm dieses Begräbnisplatzes: „Das Fleisch ruhet in Hoffnung“ (Apostelgeschichte 2,26) und „Ich lebe, und ihr sollt auch leben“ (Joh. 14,19). Nicht nur bei Begräbnissen, sondern auch bei der Feier des Ostermorgens, wenn die Gemeinde zur Zeit des Sonnenaufgangs vom Kirchensaal zu den Gräbern zieht, erweist sich der



Ostermorgen in Niesky, Pfrn. Jill Vogt hält die Feier

Gottesacker als wichtiger Ort im geistlichen Leben der Gemeinde. Auch in Zeiten des Abschieds und der Trauer weiß sich die Gemeinde von dem Glauben getragen, dass der lebendige Gott Leid und Tod überwunden hat. So ist der Gottesacker für die Brüdergemeine kein Ort der Todesfurcht, sondern ein Zeugnis der Hoffnung auf die Auferstehung und das ewige Leben.

Im Blick auf die kommunalen und kirchlichen Friedhöfe der Umgebung präsentiert sich der Gottesacker der Brüdergemeine in Niesky als Sonderfall, dem die Bedeutung eines regional einzigartigen historischen Kulturdenkmals zukommt. Im Blick auf das weltweite Netzwerk der Brüdergemeine hingegen zeigt sich der Nieskyer Gottesacker als Normalfall. Ähnliche Friedhofsanlagen finden sich in allen anderen Siedlungsgründungen der Herrnhuter Brüdergemeine in Deutschland und darüber hinaus. Am bekanntesten ist sicher der Gottesacker der Gemeinde Herrnhut, aber auch Ebersdorf und Neudietendorf in Thüringen, Königsfeld im Schwarzwald, Zeist in den Niederlanden oder

Christiansfeld in Dänemark können hier genannt werden. Dazu kommen die Gottesäcker der „Moravian Church“ in England und Nordamerika, insbesondere in Bethlehem, Pa., und Winston Salem, NC (s. rechts unten), der flächenmässig grösste, da von vielen Herrnhuter Gemeinden genutzt. Selbst in einigen Missionsgebieten, wie etwa in der Karibik und in Südafrika, sind Gottesäcker nach dem Herrnhuter Muster angelegt worden. All dies verdeutlicht, wie sehr der Gottesacker als Symbol für eine übergreifende Zusammengehörigkeit im Glauben verstanden wurde und wird.

Für manche heutigen Besucher mag die Uniformität der Gräber befremdlich wirken, da sie der Individualität des Einzelnen wenig Raum zu bieten scheint. Trotzdem besteht in der Brüdergemeine ein ausgeprägtes Bewusstsein, dass sich hinter jedem Grab eine ganz eigene Lebensgeschichte verbirgt. Die Erinnerung an den einzigartigen Lebensweg der „heimgegangenen“ Mitglieder kommt in der Tradition der Lebensläufe zum Ausdruck, die bei der Begräbnisfeier vorgelesen und dann im Archiv der Gemeinde aufbewahrt werden. Zu fast jeder Person, die auf

dem Nieskyer Gottesacker begraben ist, lässt sich im Archiv der Brüdergemeine Niesky ein Lebenslauf finden, welcher häufig auf persönliche Aufzeichnungen des oder der Verstorbenen zurückgeht. Aber auch Kirchenbücher und andere Archivadokumente sind reichhaltige Quellen für biographische Informationen zu den über 2000 Menschen, die auf dem Gottesacker begraben liegen.

Peter Vogt, Herrnhut



Gottesacker in Winston-Salem, North Carolina, USA

# Andere Länder, andere Sitten – Begräbniskultur in Suriname

*Frieder Vollprecht hat mit seiner Frau Anneli und ihren Kinder in den Jahren 1996 bis 2002 in Suriname gelebt und im Pfarramt sowie am Theologischen Seminar gearbeitet. So kann er aus eigener unmittelbarer Erfahrung den sich anders entwickelnden Umgang mit der Bestattung beschreiben.*

Da es sich in Suriname um ein stark multikulturell geprägtes Zusammenleben handelt, müsste jede einzelne Bevölkerungsgruppe gesondert betrachtet werden, um dem Thema einigermaßen gerecht zu werden. Ich beschränke mich in diesem Artikel darauf, die Begräbniskultur des kreolischen oder afrosurinamischen Bevölkerungsteils zu beschreiben und hierbei wieder besonders des christlichen Teiles. Es handelt sich dabei um die Bevölkerungsgruppe, die sich aus Nachkommen versklavter Menschen zusammensetzt, die im Zuge des Dreieckshandels in ihrer ursprünglichen Heimat in Westafrika, besonders an der Goldküste im heutigen Ghana, entwurzelt und unter Zwang über den Ozean gebracht worden sind, um auf den Plantagen der sogenannten „neuen Welt“ Sklavenarbeit zu verrichten. Einigen von ihnen gelang schon während der Zeit der Sklaverei die Flucht und sie bildeten im schwer zugänglichen Landesinneren neue Gemeinschaften unter mehr

oder weniger starker Bewahrung ihrer ursprünglichen Kultur. Diese Gemeinschaften werden heute „Marrons“ genannt. Andere blieben bis zur Abschaffung der Sklaverei im Jahr 1863 in Unfreiheit. Ein grosser Teil ihrer Nachfahren gehört heute zur Herrnhuter Brüdergemeine, die bereits seit 1735 in Suriname präsent war. Die Form der Herrnhuter Begräbnisse, die sich unter den Kreolen in Suriname entwickelt hat, hat allerdings beinahe nichts mit der in Europa gewachsenen Herrnhuter Begräbniskultur gemein. Sie ist vielmehr sehr stark vom lokalen kulturellen Kontext beeinflusst worden.

Um die verschiedenen Riten verstehen zu können, die bei einem Begräbnis in Suriname gepflegt werden, ist es zunächst wichtig zu wissen, dass Menschen mit einem afrikanischen Hintergrund ein anderes Verständnis des Todes haben als Europäer. Für Europäer ist ein Mensch mit dem Moment, in dem er seinen letzten Atemzug getan hat, tot. Der zurückbleibende Leichnam wird normalerweise respektvoll behandelt und bestattet. Mehr als diesen „letzten Liebesdienst“ kann man ihm aber nicht mehr erweisen. Für das Verständnis von Menschen mit afrikanischem Hintergrund vollzieht sich die Loslösung eines verstorbenen Menschen von seinem dem Verfall unterworfenen Körper hingegen nicht mit einem Mal im Moment seines letzten Atemzuges, sondern schrittweise in einem längeren Prozess. Man kann mit dem oder der Verstorbenen deshalb durchaus noch eine Weile, zumindest bis zum Begräbnis, kommunizieren. Dieses Verständnis kreiert nun umfangreiche Abschiedsriten. Ist ein

Mensch in Suriname verstorben, so bleibt sein Leichnam so lang wie möglich in seinem Haus, so dass sich Familie und Freunde bei ihm versammeln und von ihm Abschied nehmen können. Da sich der Termin eines Begräbnisses in unseren Tagen eine Woche oder noch länger hinziehen kann, weil häufig erst noch Familienmitglieder aus den Niederlanden oder den USA anreisen müssen, ist es bei dem heissen tropischen Klima oft nicht möglich, den Leichnam so lang zu Hause zu behalten. Es gibt in den Krankenhäusern der Hauptstadt deshalb sogenannte „Mortuaren“, die eine Aufbahrung und ein Abschiednehmen über einen längeren Zeitraum ermöglichen.

Egal ob der Leichnam noch anwesend ist oder nicht, in jedem Fall versammeln sich in einem Trauerhaus, dem „dede oso“, an jedem Abend eine grosse Anzahl von Menschen, um den Hinterbliebenen ihr Mitgefühl auszudrücken und ihr Beileid auszusprechen. Eine Trauerfamilie wird mit ihrem Abschiedsschmerz also nie allein gelassen. Bei solchen Trauerzusammenkünften wird nicht nur miteinander geredet. Es werden auch biblische Texte gelesen, es wird gesungen und gebetet. Das Ganze kulminiert in der Nacht vor dem eigentlichen Begräbnis in einer „singi neti“, einem den Herrnhuter Singstunden ähnlichen Trauergottesdienst, der sich über mehrere Stunden hinziehen kann. Die Trauer und der Abschied haben dabei ausgebreiteten Raum. Ist ein Pfarrer anwesend, so hält er bereits bei dieser Gelegenheit eine erste Ansprache, um die Trauernden zu trösten. Von Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten



Eingang zum Friedhof Marius Rust

werden Erlebnisse mit dem oder der Verstorbenen berichtet. Ist der Leichnam zu diesem Zeitpunkt noch im Haus anwesend, wird der oder die Verstorbene auch direkt angesprochen, so als würde er oder sie noch zuhören. Nach diesem langen Abschiednehmen am Vortag des Begräbnisses, ist man natürlich ein erstes Mal erschöpft, hungrig und durstig und es erfolgt eine ausgiebige Bewirtung im Trauerhaus. Um die Familie nicht zu stark zu belasten, bringen viele Gäste selbst etwas zu essen oder heutzutage auch oft ein Geldgeschenk mit.

Am Tag des Begräbnisses selbst, wird der Leichnam, so er zwischenzeitlich in ein Mortuarium gebracht worden war, in jedem Fall noch einmal zurück nach Hause gefahren, damit er von seinem Wohnort Abschied nehmen kann. Es schliesst sich häufig eine Fahrt mit dem Sarg durch die Stadt an zu Orten und Plätzen, die im Leben des oder der Verstorbenen eine wichtige Rolle gespielt haben. Der Fussballfreund wird

noch einmal zum Trainingsgelände seines Lieblingsvereins gefahren, die Lehrperson zu den verschiedenen Schulen, in denen sie gearbeitet hat, Mitarbeitende in einer Gemeinde zu ihrer Kirche. Ist eine Pfarrperson verstorben, werden beim Vorbeifahren an der Kirche die Glocken geläutet. Es kann mehrere Stunden dauern, bis der Wagen mit dem Sarg schliesslich auf dem Friedhof ankommt. Dort erfolgt dann die eigentliche Begräbnisfeier. Dazu wird der Sarg noch einmal geöffnet. Die meisten Personen, die am Begräbnis teilnehmen, treten bei ihrer Ankunft ein erstes Mal an den offenen Sarg zu einem stillen Gedenken, vielleicht auch zu einem kurzen Gebet. Die Begräbnisansprache durch die Pfarrperson wird ebenfalls angesichts des oder der Toten gehalten. Ein Lebenslauf, den man selbst für diesen Anlass schreibt und in dem man Zeugnis über sein Leben ablegt, ist in Suriname unbekannt. Die Daten aus dem Leben, an die noch einmal erinnert werden soll, werden von den Angehörigen zusammengestellt. Nach der Begräbnisansprache und einem Gebet erfolgt das letzte Abschiednehmen. Zunächst defiliert noch einmal die gesamte Gemeinde unter Gesang am Sarg vorbei. Danach folgt der Abschied durch die Familie. Er vollzieht sich häufig unter starken emotionalen Ausbrüchen der Trauer und des Schmerzes, wobei diese nicht unbedingt von den nächsten Angehörigen kommen, sondern von entfernteren Verwandten, vor allem Frauen, die diese besondere Aufgabe übernehmen. Sind die Emotionen einigermaßen gedämpft, kommen die Sargträger und schliessen den Sarg end-

gültig. Dabei folgen sie einer festgelegten Liturgie mit präzise vorgeschriebenen Texten und Gesängen.

Was sich anschliesst, lässt seine Wurzel in vorchristlichen Bräuchen erkennen. Der Sarg wird nämlich nicht direkt von der Trauerhalle zum Grab getragen, sondern auf allerlei Umwegen. Dazu heben die Sargträger ihn auf ihre Schultern und tragen ihn tänzelnd unter weiteren Gesängen auf dem Friedhof hin und her, zum Eingang und wieder zurück und durch die einzelnen Grabreihen. Gegen eine kleine Extragabe von den Angehörigen dehnen die Träger ihren Tanz mit dem Sarg gern auch ein wenig aus. Als Pfarrer muss man sich am Grab häufig auf eine längere Wartezeit einstellen. In vorchristlicher Zeit hatte dieser Tanz und das Tragen des Sarges auf Umwegen zum Grab die Funktion, dass der Geist des oder der Verstorbenen verwirrt werden sollte, damit er nach Möglichkeit den Weg vom Grab zu seinen bisherigen Aufenthaltsorten nicht zurück findet. In den christlichen Gemeinden wird der Tanz heute, zumindest der offiziellen Lesart zufolge, als Ausdruck der Freude interpretiert, dass eine Seele den Weg in den Himmel gefunden hat. Die Liturgie am Grab ist relativ kurz und folgt am ehesten dem Vorbild der Herrnhuter Begräbnisliturgie, die die zumeist deutschen Missionare in Suriname eingeführt haben. Die Beisetzung erfolgt, wenn es irgendwie möglich ist, in einem gemauerten Grab. Bestattungen direkt in die Erde gelten als Arme-Leute-Begräbnis. Feuerbestattungen sind in den christlichen

Gemeinden eher unüblich. Das Grab wird später, nachdem es zugemauert worden ist, mit Kacheln und einer Grabplatte verziert.



Armengräber auf Marius Rust

Mit der Beisetzung sind die Begräbnisriten aber immer noch nicht abgeschlossen. Etwa eine Woche nach dem Begräbnis wird noch einmal ein Gottesdienst gehalten, dieses Mal in der Kirche, zu deren Gemeinde der oder die Verstorbene gehört hat. Meistens geschieht das an einem Samstagabend, in grösseren Gemeinden mitunter für mehrere Verstorbene gemeinsam. Dieser Gottesdienst wird entweder „rouwdienst“ – Trauergottesdienst oder „troostdienst“ – Tröstungsgottesdienst genannt, je nachdem, welchen Aspekt man dabei besonders betonen möchte. Es gibt noch einmal eine Ansprache über einen biblischen Text und einen Segen für die Hinterbliebenen. Sie tragen mindestens bis zu diesem Zeitpunkt ihre Trauerkleidung. Die Farbe ist traditionell nicht

schwarz, sondern weiss. Frauen haben ihr Kopftuch auf eine besondere Weise gebunden, die sich von anderen Gelegenheiten, bei denen es getragen wird, unterscheidet und eine trauernde Person sofort erkennbar macht. Auch dieser abschliessende Gottesdienst eine reichliche Woche nach dem eigentlichen Begräbnis geht auf einen vorchristlichen Brauch zurück, den sogenannten „eiti dei“. Denn erst nach etwa einer Woche konnte man sich sicher sein, dass der oder die Verstorbene wirklich Ruhe gefunden hat und sein oder ihr Geist nicht mehr zurückkehrt. Für Verwandte, die aus dem Ausland angereist sind, gehört es zum guten Ton, dass sie wenigstens bis zu diesem rouw- oder troostdienst im Land bleiben. Erst danach treten sie ihre Rückreise an. Ist es für Verwandte nicht möglich zu einem Begräbnis nach Suriname zu reisen, halten sie oft zeitgleich zur eigentlichen Begräbnisfeier in ihrer Heimat einen parallelen Gottesdienst, entweder mit einigen Verwandten und Freunden zu Hause, häufig aber auch in der Kirche.

So umfangreich die Abschiedsriten vom Zeitpunkt des Todes bis eine Woche nach der Bestattung sind, so spärlich ist das spätere Gedenken an die Verstorbenen. Besuche am Grab und ein Schmücken der Gräber zu besonderen Gelegenheiten, wie Ostern, Ewigkeitssonntag, Geburts- oder Sterbetag, sind in Suriname die Ausnahme. Die Hinterbliebenen gehen nur noch selten an diesen Platz, um der Verstorbenen zu gedenken, wenn überhaupt. Der Ort der

Toten wird nicht freiwillig aufgesucht, sondern eher gemieden.

Frieder Vollprecht, Basel



Altes Grab

# Lebensläufe bei den Herrnhutern

*Der ehemalige Prediger der Basler Sozietät Hellmut Reichel (1916 -2012) war auch ein bedeutender Kirchenhistoriker. Neben seinen grundlegenden Schriften über die Herrnhuter in der Schweiz hat er einen geschichtlichen Artikel über die Herrnhuter Lebensläufe verfasst, der hier in gekürzter Fassung abgedruckt wird .*

Erst im Jahr 1747 in Herrnhag, nach einer Bestattung, bei der die ledigen Brüder wieder ein Mitglied ihres Chores ohne weitere Umstände auf dem Gottesacker zur letzten Ruhe gebracht hatten, sprach Zinzendorf in der abendlichen Singstunde, »daß unter den Sachen, die in unserer Gemeinde noch nicht in ihrer rechten Einrichtung wären, auch das mit sei, daß man seit zehn Jahren beim Heimgang unsrer Geschwister beinahe nichts getan, als ihre Hütte als ein Depositum (anvertrautes Gut) in die Erde zu legen«. Bei einem Vers von der Vereinigung mit dem Heiland hatte man den Sarg in die Erde gesenkt. Das war alles. Die Gemeinde hatte noch keine Begräbnisversammlung. Sie lebte ja in der Gewißheit, daß es kein Grund zur Traurigkeit ist, wenn eines aus ihrer Mitte heimgerufen wird, um nun ganz beim Heiland zu sein. Dort, in der "oberen Gemeinde", wurde das Lob Gottes nur reiner gesungen als hier auf Erden. Ein Mitpilger, der eine Zeit lang in ihrer Mitte gelebt hatte und mit ihnen unterwegs gewesen war, war abberufen worden. Aber das geschah ja

auch schon in diesem Leben, wenn ein Bruder oder eine Schwester zum Dienst in der Mission unter den Eskimos in Grönland oder bei den Negersklaven in Westindien berufen wurde und aus ihrer Mitte schied. Wenn eines entschlief, so war das nicht anders, »wie wenn man aus einem Zimmer in das andere geht - ohne alle Umstände und besondere Zusprüche, voll kindlichem Vertrauen zu dem, der Leben und Tod in Händen und ein Aufsehen auf seine Auserwählten hat...« So hatte es der Graf immer wieder beschrieben.

Nun aber meinte Zinzendorf, man sollte gebührend Abschied nehmen; deshalb sollte in Zukunft in der abendlichen Singstunde »eine kurze Nachricht von dem Bruder oder der Schwester, die heimgegangen, der Gemeinde mitgeteilt« werden. So geschah es dann zu ersten Mal an diesem Abend, dass die Gemeinde nach dem Begräbnis eines Bruders einen kurzen Lebenslauf zu hören bekam.

Seit 1752 wurden dann auch kurze Lebensläufe der heimgegangenen Geschwister im "Jüngerhausdiarium", dem handgeschriebenen Mitteilungsblatt, aufgenommen und den anderen Gemeinden zur Kenntnis gebracht.

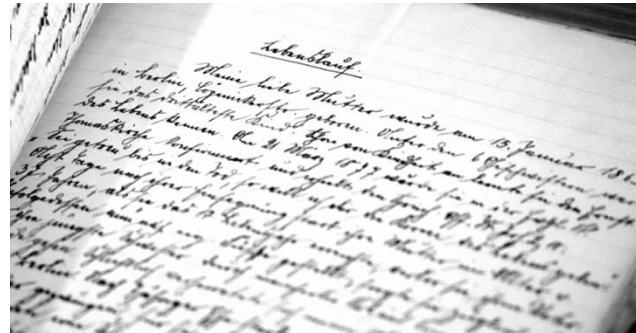
Einen Lebenslauf zu verfassen, das war eine alte Sitte. Die Gelehrten berichteten von ihrem Studiengang und ihrer Berufslaufbahn und pflegten anschließend ihre Arbeiten und Veröffentlichungen zu nennen. In der Zeit des Pietismus hatte die Sitte eine ganz neue Bedeutung bekommen. August Hermann Francke (1663-1727) hatte in seinem Lebenslauf ausführlich die Geschichte seiner Bekehrung niedergeschrie-

ben mit allen Stationen des Bußkampfes, der plötzlichen Erleuchtung und Glaubensgewissheit. Er hatte damit bewußt die augustinische Tradition der "Konfessionen" aufgenommen und wollte seine eigenen geistlichen Erfahrungen anderen, die mit dem Atheismus ringen, mitteilen, um sie quasi zum Glauben zu locken und auf den Weg der Bekehrung zu führen. Sein Lebenslauf wurde zum Muster für viele, auch selbst von ihrem eigenen Lebensweg Zeugnis zu geben. Das war nun nicht mehr allein Sache der gelehrten Leute. Ja, es wurde eine verbreitete Sitte, schon bei Lebzeiten ein Diarium zu führen, dem man auch die inneren Erfahrungen und seelischen Führungen anvertraute. Zinzendorf selbst kam aus dieser Tradition, war er doch ein Schüler Franckes in Halle gewesen. Doch einen Bußkampf wie Francke hatte er nie erlebt, er konnte auch nicht Tag und Stunde eines solchen Durchbruchs zum Glauben nennen. Das brachte ihm später den Vorwurf, er sei nicht recht bekehrt; und er nahm diesen nicht leicht.

Aber er kam zu der Überzeugung, dass Gott nicht alle Menschen auf gleiche Weise zum Glauben führt. Darum wandte er sich später gegen jeden Versuch, hier eine Methode festzuschreiben. Gott führt die Menschen auf vielfältige Weise und original. Aber etwas von der eigenen Führung anderen mitzuteilen, das war gerade darum wichtig. Und so hat Zinzendorf nicht nur selbst mehrfach seinen Lebensweg und seine Entwicklung beschrieben; auch die Geschichte der Gemeinde war für ihn aufs engs-

te mit dem Leben der einzelnen Glieder und Mitarbeiter verbunden.

In den "Naturellen Reflexionen" veröffentlichte er in einem Abschnitt einige kurze Lebensläufe. Die Geschichte der Gemeinde Jesu war ihm darum so wichtig, weil es dabei um ein Stück Geschichte Gottes mit den Menschen geht. Er meinte, die Apostelgeschichte hätte weitergeschrieben werden sollen. So sind die Lebensläufe vornehmlich Aufzeichnungen darüber, wie der einzelne, auf seine Weise, Gottes Ruf in seinem Leben gehört und den Weg des Glaubens gefunden hat. Darüber hinaus sind sie aber auch ein Stück der Geschichte des Lebens in und mit der Gemeinde und darum ein Stück Brüdergeschichte. Dafür sind besonders die Aufzeichnungen der herausragenden Gestalten der ersten Generation wichtig, namentlich die Lebensläufe der mährischen Auswanderer, die vermutlich zu den ältesten gehören. Die Emigranten mussten ja schon bei ihrer Ankunft in Herrnhut zu Protokoll geben, woher sie kamen und warum sie ihre Heimat verlassen hatten; nur so konnte sich Zinzendorf als Ortsherrschaft gegen den Vorwurf wehren, es handle sich hier um Auslockung fremder Untertanen. Noch heute sind die Aufzeichnungen einiger Mähren das lebendigste Zeugnis von dem Glauben jener jungen Leute, die Haus und Hof verließen, um ganz dem Herrn zu dienen. Da ist auch der Lebenslauf von Christian David (1692-1751) zu nennen, den er mit seiner ungelenten Handschrift zu Papier gebracht hat. Hier ist nichts Formelhaftes, Nachgemachtes, da begegnet man Menschen voll Leben mit all ihren



Eigenheiten. Freilich, nicht alle Lebensläufe sind so lebendig. Und nicht alle Aufzeichnungen spiegeln die ganze Wirklichkeit. Es ist bemerkenswert, dass es schon im Jahr 1753 heißt: »Die Lebensläufe müssen nichts als lauter Wahrheit besagen. Sonst verschricks den Grafen (im Original: den Jünger, so wurde er in der Spätzeit seines Lebens genannt), und gibt keinen süßen Geruch.«

In der Anfangszeit sind Lebensläufe noch in der dritten Person geschrieben; darin spielt die Erweckungsgeschichte eine herausragende Rolle. Die meisten sind eigene Niederschriften.

Ab 1757 werden dann Lebensläufe in der Ich-Form veröffentlicht; die Aufzeichnungen über die eigene Erweckung werden durch den authentischen Wortlaut hervorgehoben, während die Nachrichten über das Wirken in der Gemeinde noch in der dritten Person folgen. Oft enden die Lebensläufe aber auch mit dem Eintritt in die Brüdergemeinde oder der Zulassung zum Abendmahl. Etwa ab 1760 ist dann nicht mehr allein über das Erweckungserlebnis in der ersten Person berichtet, sondern auch über die weitere Tätigkeit in der Gemeinde oder im Dienst der Mission. Es bildete sich schließlich eine Art Grundmuster heraus, das auf verschiedene

Weise erweitert werden konnte. Bei manchen ziehen sich durch den ganzen Lebenslauf Mitteilungen über Zweifel und Skrupel, bis schließlich die Glaubensgewißheit geschenkt wurde. Bei anderen ist der Teil, der von der eigenen Erweckung berichtet, zurückgedrängt und das berufliche Wirken in den Vordergrund gerückt. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts berichten dann führende Brüder ausgiebig über die vieljährige ausgebreitete Tätigkeit im Dienst der Brüder-Unität daheim und in der Mission in Nordamerika. Es wird ein ganzes Stück Brüdergeschichte der nachwachsenden Generation mitgeteilt unter dem Leitmotiv von des "Heilands weiser Direktion". Immer aber möchten die Lebenslaufaufzeichnungen der Erbauung der Gemeinde dienen, ganz im Sinn des Verses von Christian Gregor: »Die Treue Jesu hört nie auf; davon ist unser Lebenslauf, der ihm nicht immer war zum Preis, ein augenscheinlicher Beweis.« Im 19. Jahrhundert findet eine fortschreitende Säkularisierung der Lebensläufe statt, vielfach wird über die innere Entwicklung nur noch am Rande und oft in einer formelhaften Weise berichtet, während ausführlich von wichtigen äußeren Erlebnissen und vom beruflichen Leben erzählt wird. Doch darf man nicht übersehen, daß dahinter oft auch eine gewisse Scheu und keusche Zurückhaltung stehen mag, wie sie in der Brüdergemeinde weit verbreitet war. Jedenfalls sind die Lebensläufe bis in die Gegenwart hinein ein Spiegel der Frömmigkeit und des geistlichen Lebens der Brüdergemeinde.

Hellmut Reichel (†)

# Lebenslauf von Theodor Heinrich Gill

*Ein Lebenslauf soll exemplarisch hier abgedruckt werden. Br. Theodor Gill, der durch seine Zeit in Basel eine klare Beziehung zur Schweiz hatte, ist am 3. November 2019 in Herrnhut im 91. Lebensjahr heimgegangen und wurde am 8. November dort beerdigt. Er hat den Lebenslauf selbst verfasst; dieser wurde auch nicht ergänzt, sondern so wie abgedruckt im Saal verlesen.*

Ich wurde am Sonntag, dem 11. November 1928, in Paramaribo (Suriname) geboren. Meine Eltern, Gustav Gill und Charlotte geb. Kleiner waren zu dieser Zeit schon fünf Jahre im Dienst der Brüdermission in Suriname, überwiegend in der Buschlandarbeit. Vor mir waren eine Schwester, Erdmuth, und ein Bruder, Hermann, in der Familie. Die Schwester starb aber schon, ehe ich geboren wurde, im Alter von drei Jahren. Zwei Jahre nach mir kam wieder eine Schwester, Hildegard.

Nach achtjährigem Dienst fuhren meine Eltern 1931 mit uns drei Kindern zum ersten Heimaturlaub nach Europa. Meines Vaters Gesundheit aber war in den Tropen so angegriffen worden, dass ein weiterer Überseeaufenthalt für ihn nicht möglich war. Dies muss schmerzlich für ihn gewesen sein, da er mit Freude und Eifer seiner Kreolengemeinde diente. Nach einem Aufenthalt im Hause meiner Großeltern in Zobten (Schlesien) wurde Forst in der Niederlausitz

unsre nächste Heimat. Meinem Vater wurde dort die Diasporaarbeit übertragen. In Forst habe ich die vier Grundschuljahre ab 1935 erlebt. Hier wurden uns noch drei Geschwister geschenkt: Johannes, Christine und Dietrich. Johannes, der an Asthma litt, starb mit 10 Jahren an Scharlach.

Wir wuchsen behütet auf und merkten wenig von den geistigen und kirchlichen Kämpfen der Hitlerzeit. Nur dass meine drei jüdischen Klassenkameraden eines Tages nicht mehr zum Unterricht erschienen und von da an verschwunden waren, weiß ich noch sehr genau.

In meinem elften Lebensjahr begann der Krieg. Er begegnete mir zunächst fast nur in der Gestalt von Siegesnachrichten, freilich auch von verdunkelten Häusern und Straßen. Andere Veränderungen waren einschneidender. Mein Vater übernahm ein landeskirchliches Pfarramt. Da von dem abseits gelegenen Dorf Preschen aus keine Bahn- oder Busverbindung nach Forst bestand, mussten Hermann und ich die Schule wechseln. Wir kamen im Herbst 1939 nach Niesky ins Pädagogium. Von den zwei Jahren dort habe ich überwiegend freundliche Erinnerungen. Die Kämpfe der Schulleitung, christlichen Geist in der ideologisch schärfer werdenden Kriegszeit aufrecht zu erhalten, waren für uns Kinder kaum zu merken.

Das Jahr 1942 brachte den nächsten Wechsel. Mein Vater, schwer an Tuberkulose erkrankt, konnte seinen Dienst nicht mehr ausüben. Die drei älteren Kinder wurden nun bei Verwandten untergebracht. Mit meiner Schwester Hildegard wohnte ich in Zobten und besuchte als Fahrschüler die Oberschule in Schweidnitz. In Zobten wurde ich 1943 konfirmiert. Im Unterricht

hatte mir unser Pastor manchmal leidgetan vor unserm großen, oft undisziplinierten Haufen. Mein Konfirmationsspruch "Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet" ist mir oft wieder begegnet.

Es kamen die Jahre der allgemeinen Trübsal. Schlesien, vom Bombenkrieg weitgehend verschont, wurde am Kriegsende hart getroffen. Im Mai 1944 wurde ich zur Heimatflak eingezogen. Nach der Ausbildung kamen wir kurz vor dem Winter nach Oppeln. Hier traf mich im Januar 1945 die Nachricht vom Tode meines Vaters, der 50-jährig seinem Lungenleiden erlegen war. Ich durfte noch zu seinem Begräbnis in Preschen fahren. Schon auf der Rückreise gab es Gerüchte von Vorstößen der Roten Armee auf Oberschlesien. Wenige Tage später erlebten wir in Oppeln den Durchzug von Flüchtlingstrecks und schließlich das Nahen von Geschützlärm und die Sprengung der Oderbrücken, zu deren Schutz wir 16-Jährigen angeblich dort standen. Am 24. Januar begann, nach Vernichtung der eigenen Geschütze, der zehntägige Fußmarsch bis nach Hirschberg. Mit der Bahn ging es weiter nach Leipzig, wo ein Kommandant den Mut besaß, uns nicht zu weiterem Einsatz, sondern nach Hause zu schicken. Ich kam dort gerade zurecht, mit meiner Mutter und den Geschwistern zusammenzupacken, so viel wir tragen konnten, und in einen der letzten Züge mit Mühe hineinzukommen. Nach mehrtägiger Fahrt gelangten wir nach Neudietendorf; wenig später erhielten wir in den Gnadauer Anstalten Asyl. Mitte April zogen die Amerikaner dort ein und belegten für vier Wochen die meisten Gebäude. In dieser Zeit wurde für etwa 100 Flüchtlinge der Gnadauer Kirchensaal zum Wohn- und Schlafräum, ein unvergesslicher Zufluchts-

ort unter Gottes Wort am Morgen und Abend und dem Klang der Orgel vor dem Einschlafen. Im Juli wurde die Provinz Sachsen sowjetisches Besatzungsgebiet. Wir entschlossen uns zur Rückkehr nach Preschen. Meine Mutter verdiente dort unter schweren Bedingungen als einzige Lehrerin des Dorfes für sich und uns das Brot. Ich fand für ein Schuljahr Aufnahme bei Schwester Maria Heller in Gotha, wo die Schulverhältnisse wieder fast normal waren. Gefroren und gehungert haben wir allerdings im Winter 1945/46 am meisten.

Da in Gnadau in der Oberschule inzwischen auch Jungen aufgenommen wurden, wechselte ich 1946 noch einmal die Schule. Im März 1947 legte ich das Abitur ab, einen Monat später war ich an der Theologischen Fakultät der Berliner Humboldt-Universität immatrikuliert.

Der Wunsch, wie mein Vater ein Verkündiger des Evangeliums zu werden, reicht weit zurück. Es muss schon in Niesky, also mit etwa zwölf Jahren, gewesen sein, dass ich meinem Vater einmal beim Abschied auf dem Bahnhof sagte: "Ich möchte Missionar werden." Dann traten andere Interessen, vor allem Sprachen und Musik, hervor, und der Berufswunsch war nicht mehr eindeutig. Vermutlich waren es die Erfahrungen der Jahre 1945 und 46, die mir den Weg klar wiesen. Festes Vertrauen auf Gottes Liebe und Führung auch in den schwierigsten Lagen, das hatten mir meine Mutter und andere Wegbegleiter der älteren Generation vorgelebt. Die Ideologie der Hitlerzeit mit der Verherrlichung von Macht und Schwert, soweit

sie in unserer Schulzeit bei uns hatte Fuß fassen können, war vor unsern Augen zusammengebrochen. Ich wollte dem Herrn dienen, der seine Macht in allem Wechsel der Systeme durch sein Wort ausübt.

Es war mir selbstverständlich, während des Studiums in einer Gemeinde verankert zu sein. In Berlin war es die Neuköllner Brüdergemeinde und ein Jugendkreis in Steglitz, in Göttingen die Kurrende der Studentengemeinde, in Basel die Brüdersozietät. Hier hatte ich die Brüder- und Jungengemeinde zu leiten und war sehr bald mitten im Basler Leben - für den aus dem zerstörten Nachkriegsdeutschland kommenden Studenten eine völlig neue Welt. Fahrten mit den Jungen in die Berge, Laienspiele, erste Predigten, Auseinandersetzung mit einer noch fremden Art politischen Denkens und demokratischen Handelns - und der Versuch, ans Baselditsch heranzukommen, das hat neben dem Studium die meiste Zeit eingenommen.

Die letzten Semester verbrachte ich wieder in Berlin, diesmal an der Kirchlichen Hochschule. Fast hätte es noch ein Zusatzstudium in Bethlehem/Pennsylvanien gegeben. Alles war schon vorbereitet. Aber drei Tage nach meinem 1. theologischen Examen erhielt ich die Nachricht, dass mein schon seit einem Jahr laufender Antrag auf Einbürgerung in die inzwischen entstandene DDR genehmigt sei. Damit war der weitere Weg klar, ich meldete mich in Schönebeck und besinne mich noch auf das Gespräch mit der zuständigen sowjetischen Kommissarin.

Am 1. Oktober 1951 begann ich als Gehilfe des Reisepredigers Werner Burckhardt in Gnadau. Doch schon ein Vierteljahr später wurde ich als Brüderpfleger und Vikar nach Herrnhut berufen. Ich kam in ein reiches Gemeindeleben. Die Jugend war wach und aufgeschlossen. Die über 20jährigen hatten die Zerstörung Herrnhuts und den geistlichen Neuaufbruch in den Nachkriegsjahren bewusst miterlebt. Dazu kam der Druck von außen auf der kirchlichen Jugend in der DDR. Das hat uns zu einer segensreichen Konzentration auf die Bibel und zentrale Glaubensfragen gezwungen.

Im Januar 1954 fragte ich die noch nicht ganz 18jährige Gertraud Becker, ob sie sich vorstellen könne, einmal Pfarrfrau zu werden. Fünf Monate später wurde unsere Verlobung angezeigt, zur Überraschung der Gemeinde. Am 5. August 1956 wurden wir getraut. In Herrnhut wurden unsere beiden Ältesten, Annette und Maria Elisabeth, geboren.

Etwa in die Mitte der Herrnhuter Jahre fallen meine zweite theologische Prüfung sowie die Ordination zum Diakonus der Brüder-Unität durch Bruder Vogt, der mich später auch zum Presbyter ordiniert hat.

Ein Höhepunkt war die Feier des 500jährigen Bestehens der Brüder-Unität 1957. Ich bekam den Auftrag, Szenen aus dem Leben der Alten Unität als Festspiel mit Herrnhuter Geschwistern einzuüben. Eine Fahrt des Herrnhuter Ältestenrates nach Železný Brod im Mai 1957 bildete den Auftakt zu den Kontakten zur tschechischen Unität. Eine feste

Freundschaft entstand mit Familie Halama in Mladá Boleslav, später Prag.

Zwei Jahre nach unserer Hochzeit zogen wir nach Gnadau. Unsere Beweglichkeit als Gemeindiener war groß, da wir aus unsern Elternhäusern fast nichts an Möbeln und Hausrat mitbrachten und am Anfang in sehr kleinen Wohnungen wohnten.

Das erste Gnadauer Jahr war das wohl ruhigste in meinem Leben. Ich war Lehrer in Bibelkunde und Kirchengeschichte im katechetischen und im kinderdiakonischen Seminar. Ich hatte genügend Zeit zur Vorbereitung und anderer geistiger Tätigkeit, und der Unterricht mit den meist lernwilligen Mädchen machte Freude. Wir erlebten noch den Rest des Schulinternats: in unserm zweiten Gnadauer Jahr waren wir Hauseltern der letzten Gruppe von etwa 20 Kindern im Alter von 6-14 Jahren. Auch für die katechetische und kinderdiakonische Arbeit war das Ende gekommen. Wie andere Seminare, die nach dem Krieg eine kurze Blüte erlebt hatten, bekam Gnadau nicht mehr genug Zuzug neuer Seminaristinnen.

So übernahm ich nach dem Ruhestandseintritt von Br. Steinberg 1961 die Leitung der Gnadauer Anstalten. Sicher habe ich dort vieles falsch gemacht. Selbständigkeit der Mitarbeiter, freie Entfaltung der Gaben war mir immer mehr wert als straffe Leitung. Die Leiter der sehr unterschiedlichen Abteilungen haben sich vom Chef wahrscheinlich manchmal mehr "Durchgreifen" gewünscht. Auch das Loben und Anerkennen habe ich nie richtig gelernt und

damit manchen Einsatz scheinbar selbstverständlich hingenommen.

Im Oktober 1965 trat Br. Werner Keßler, der Gnadauer Prediger, in den Ruhestand. Ich erhielt die Berufung, neben den bisherigen Aufgaben das Amt des Gemeinhelfers zu übernehmen. Diese Umstellung auf ein Doppelamt erforderte die Anspannung aller Kräfte. Es kam mir zugute, dass ich schon sieben Jahre in der Gemeinde wohnte.

Mit der Kirchenprovinz Sachsen gab es durch die Gruppen im Zinzendorfhaus, durch Predigerseminar und Pastorkolleg viel Berührung. Ich bin dankbar für vertrauensvolle Zusammenarbeit mit haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern.

Zu den schönen Erinnerungen gehört der Ehekreis, das tägliche Abendgebet im Altenheim, die Versammlungen in Leipzig und Halle, die kleinen Ansätze im Vorwerk Zeitz. Auch gepredigt habe ich fast immer gern.

Wo und wie aus alledem Frucht erwachsen ist, weiß der Herr allein. Er weiß auch, was ich falsch gesagt und getan habe, wen ich enttäuscht oder übersehen, wem ich Unrecht angetan habe. Ich bitte ihn, dass er mir meine Schuld vergibt.

Fünfzehn Jahre waren wir in Gnadau, eine erfüllte Zeit. Es waren die Jahre, in denen wir zu einer großen Familie wurden. Zu unseren beiden Töchtern gesellten sich Benigna 1959 und Markus 1960, Paul Peter 1963, David 1966 und Erdmuth 1969. Mit ihnen kam, besonders

für meine Frau, eine Fülle von Arbeit, es kam aber gleichzeitig eine Fülle von Leben und Freude ins Haus. Dass alle Kinder gesund geboren wurden und bis heute nur selten krank gewesen sind, ist ein zusätzliches Geschenk. Bewahrung von Leben und Gesundheit in Unfall und Gefahren haben wir mehrfach erlebt.

Die Synode hatte mich 1970 zusammen mit Br. Christian Müller nebenamtlich in die Direktion gewählt. Es war aber abzusehen, dass eine Mitarbeit in der Direktion neben der Verantwortung für die Gnadauer Ämter kein Dauerzustand sein konnte. So wählte mich die Synode 1973 zum zweiten hauptamtlichen Direktionsmitglied. Meine Aufgabe ist vor allem das Gemein-Dezernat. Aufgrund der Kleinheit unseres Distrikts ist meine Arbeit nur zum kleinen Teil Verwaltungstätigkeit, und es überwiegt die unmittelbare Beziehung zu Menschen. Dafür bin ich dankbar.

Wesentlichen Anteil am pulsierenden Leben in unserm Haus haben die Gäste. Seit der Gnadauer Zeit hat der Besucherstrom ständig zugenommen. Durch die Kinder ergibt sich ein ständiges Kommen und Gehen von jungen Leuten. Aber auch die Ausweitung des Dienstbereiches hat dazu beigetragen, dass jährlich viele hundert Leute für eine Stunde oder einige Tage bei uns einkehren. Umgekehrt genieße ich die Gastfreundschaft anderer, auf den Reisen zu den Gemeinden oder zu Konferenzen. Seit 1972 gehöre ich zu den wenigen, die das Vorrecht haben, auf Dienstreisen jährlich ins Ausland zu fahren. Vor

allem ist es die Verbindung mit brüderischen Gremien auf dem Festland und in England, die Anlass zu Reisen gab. Noch intensiver konnte ich die Brüder-Unität in ihrer Gesamtheit wahrnehmen durch zwei Unitätssynoden, 1967 in Potštejn und 1974 in Kingston auf Jamaika. Beide Male war die Erfahrung der Bruderschaft innerhalb der weltweiten Unität ein starkes Erlebnis.

*Fortsetzung des Lebenslaufs 1996:* Beim Durchlesen fiel mir auf, dass die politische Dimension nur beiläufig behandelt wird, obwohl das Leben an der Nahtstelle des Ost-West-Konflikts zwangsläufig davon geprägt war: in den vielen Begegnungen über Grenzen hinweg, in den täglichen Nachrichten aus der heimischen Zeitung und dem westdeutschen Rundfunk, in der ständig spürbaren staatlichen Überwachung, in den Schulerlebnissen der Kinder, von denen keins zum staatlichen Abitur zugelassen wurde. Dass dies in meinem Bericht kaum eine Rolle spielt, ist für mich ein Beleg dafür, dass ich unser Leben damals nicht vorrangig unter dem politischen Aspekt gesehen habe. Es war erfülltes Leben unter der Verheißung Gottes: bedroht und gefährdet, mit Bewährung und Versagen, randvoll mit Arbeit und mit menschlichen Kontakten.

Nach dem frühen Tod von Bruder Günther Hasting war es der Wunsch der Synode, dass es wieder einen Brüderbischof in Reichweite, also in der DDR, geben möge. Eine Synodaltagung des Distrikts Herrnhut wählte mich zum Bischof, und die Synodalen jenseits

der Grenze stimmten der Wahl schriftlich zu. Am 2. März 1980 wurde ich durch Bruder Hellmut Reichel eingesegnet. Bei keinem anderen mir aufgetragenen Dienst habe ich so sehr mein Ungenügen empfunden. Mich hat aber immer wieder die Gewissheit aufgerichtet, dass Gott seine Sache auch mit schwachen Leuten treibt. Die Ordinationen und Einsegnungen von Schwestern und Brüdern waren für mich eine besondere Freude, hatte ich doch damit einen Segen weiterzugeben, den der Herr selbst auf seine Kirche gelegt hat.

Ich habe die Brüdergemeinde von Kindheit an nicht als abgegrenzte Gemeinschaft erlebt, sondern in lebendiger Verbindung nach vielen Seiten. So war mir ökumenische Zusammenarbeit selbstverständlich und wichtig. In der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen habe ich viele Jahre lang den Beitrag der Brüdergemeinde bei der Suche nach größerer Gemeinsamkeit von Christen einbringen können. Im Laufe der Zeit habe ich dort von Quäkern und Adventisten bis zu Katholiken viele Schwestern und Brüder kennengelernt, die auf der gleichen Suche waren. Ein Jahrzehnt lang habe ich auch im Bischofskonvent der evangelischen Landeskirchen in der DDR gute Gemeinschaft und Rückhalt erlebt.

Im Herbst 1990 endete meine Tätigkeit in der Direktion. Ich war dankbar, die Arbeit in jüngere Hände legen zu können. Drei Dienstjahre standen mir noch bevor. Ich wurde in die Diasporaarbeit in der Oberlausitz

berufen. Bibelstunden an 20 Orten und Besuche, meist bei älteren Freunden und Mitgliedern der Brüdergemeinde, waren meine tägliche Aufgabe. Die intensive Beschäftigung mit der Bibel und der Umgang mit diesen Menschen mit ihrer jahrzehntelangen Glaubens- und Lebenserfahrung machten mir diese Zeit wertvoll.

Das dritte Jahr meines Ruhestandes hat begonnen. Bis zum 70. Lebensjahr ist es nicht mehr weit. Ob ich es erreichen werde, weiß ich nicht. Im Krieg, in Krankheiten, in Gefahren des Straßenverkehrs blieb ich bisher bewahrt. Dass ich meistens gesund war und bis heute in Liebe und Vertrauen das Leben mit meiner Frau teilen kann, erfüllt mich mit tiefer Dankbarkeit.

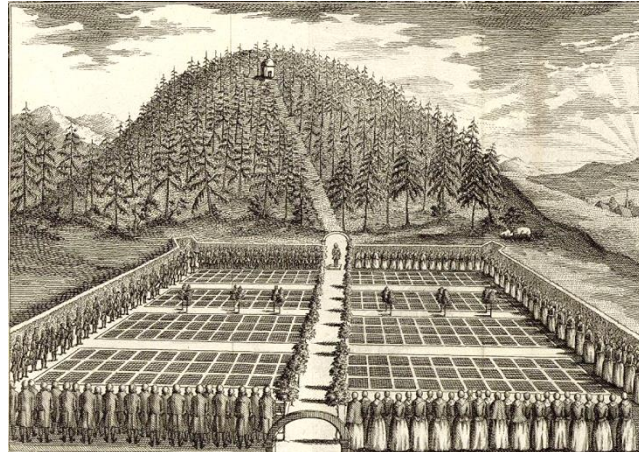
Was mir noch beschieden sein mag an unbekanntem Freuden und Leiden, Aufgaben und Anforderungen, brauche ich jetzt nicht zu wissen. Was ich weiß, ist, dass ich jeden Tag, den mir Gott schenkt, getrost aus seiner Hand nehmen und in sie zurücklegen kann. Ich vertraue darauf, dass mich diese Hand auch festhalten wird, wenn schwerere Tage und Nächte kommen sollten.



Wenn wir die Lebensläufe  
unserer Geschwister lesen,  
so sehen wir, daß alle Jahre  
vierzig, fünfzig Priester  
des lebendigen Gottes geworden sind,  
die wir zuvor in geringer Gestalt  
und mit Schwachheit umgeben gekannt haben,  
die haben in den letzten Momenten gezeigt,  
was für ein Geist in ihnen lag. (1747)

Deswegen preist man billig  
alle Heimgegangenen selig  
und begleitet sie als im Triumph,  
weil man nämlich gewiß weiß:  
Ihre Not und Wechselfälle  
haben nun ein Ende. (1752)

*Nikolaus Ludwig von Zinzendorf*



## Inhalt

BESTATTUNGSKUTUR  
DER HERRNHUTER  
H. Th. Dober, Andacht  
V. Schulz, Herrnhuter Um-  
gang mit Bestattung  
Liturgie am Grab  
P. Vogt, Gottesacker  
F. Vollprecht, Begräbnis-  
kultur in Suriname  
H. Reichel, Lebensläufe  
Lebenslauf Theo Gill

Bilder, wenn nicht direkt  
angegeben:  
Titel, S. 4, 5, 15 EBU  
S. 11, 13 Frieder Vollprecht  
S. 19 Tilman Carstens  
Alle anderen aus Bestän-  
den der betreffenden Ge-  
meinde oder privat

## Impressum

Herrnhuter  
in der Schweiz  
Sekretariat  
Leimenstrasse 10  
4051 Basel  
061 273 40 70  
061 273 40 73 fax

Redaktion  
Volker Schulz  
Adresse s.o.  
061 273 40 74

[www.herrnhuter.ch](http://www.herrnhuter.ch)